

Zeitschrift:	Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber:	Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band:	19 (1943-1944)
Heft:	17
Artikel:	Kamerad, schau in die Zukunft!
Autor:	Jäger, Sepp
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-710002

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

heilung aus der Welt Gottes, die durch Christus, durch sein Wort, seinen Geist, seine Gnade, seine Liebe und seinen Frieden den ganzen Jammer der Welt überwinden wird.

Bis dahin wollen wir getreu unsere Pflicht tun, die uns als Soldaten auferlegt ist, damit mitten im Sturm des Krieges die Schweiz eine Insel des Friedens bleibe, eine Insel der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Menschlichkeit, der Brüderlichkeit, da die geistigen Güter des Lebens hindurchgetragen und hinübergetragen werden in eine bessere Zeit.

Englische Kriegsgefangene, die aus den Gefangen-

lagern in Italien auf mühseligem Marsch in die Schweiz entkommen sind, sagten: «Als wir an der Grenze das weiße Kreuz sahen, da wußten wir, wir sind gerettet!»

Sie sagten damit vielleicht mehr als sie ahnten. Wir aber wissen es, wie wahr das ist. Unter dem Zeichen des Kreuzes wurden wir bis auf den heutigen Tag gerettet. Darum feiern wir in herzlicher Dankbarkeit den Tag der Geburt Christi, über dem die Engel gesungen haben: Ehre sei Gott in der Höhe, und Frieden auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen!

Feldpred. Epprecht.

Kamerad, schau in die Zukunft!

Von Sepp Jäger.

Die in letzter Zeit sich immer rascher folgenden, zuweilen sich förmlich überstürzenden großen Kriegsereignisse, haben wie nie zuvor die Diskussion um den Zeitpunkt des Kriegsendes belebt. Wir können es eigentlich niemand verargen, wenn er sich darum kümmert, auch dann nicht, wenn er das Ende schon sehr nahe sehen will, denn er befindet sich mit einer solchen Meinung in guter Gesellschaft von hohen und höchsten Persönlichkeiten aus beiden Lagern. Wir sind müde geworden von der andauernden Gefahr und wir sehnen uns nach der Ruhe des Friedens zurück, in der wieder Besseres gedeihen könnte als die endlosen — und fruchtlosen — Diskussionen um Fronten, Luftangriffe und strategische Pläne.

Aber wiewohl wir den Zwang dieses Rätselratens auch verstehen, richtig ist es nicht. Kein Mensch ist imstande, etwas Bestimmtes darüber zu sagen, auch nicht die höchsten Heerführer, denn gerade sie wissen am besten, wie viele «Große Unbekannte» in solchen Berechnungen eine Rolle spielen müßten. Und es ist auch bezeichnend, daß gerade sie sich in diese Spekulationen überhaupt nicht einlassen. Mehr oder weniger offizielle Prognosen, die zuweilen laut werden, stammen denn auch nicht von ihnen, sondern von Politikern, die damit wohl ihre bestimmten Zwecke verfolgen.

Das Raten um den Zeitpunkt des Kriegsendes ist ein Bestandteil des Nervenkrieges, und es ist angezeigt, daß wir uns vor einer allzu eifriger Teilnahme daran hüten. Es werden damit nur falsche Hoffnungen geweckt, die zur Nachlässigkeit, zu falscher Sicherheit und schließlich zu Enttäuschungen und möglicherweise zu einem sehr bitteren Erwachen führen könnten. Unsere Aufgabe bleibt auch in dieser Episode des Krieges dieselbe wie bis anhin, und sie ist einfach und klar: Bereitsein, vorsehen, durchhalten! Jedes Ding hat zwei Seiten, und jede scheinbar noch so deutliche Entwicklung kann schließlich noch in eine völlig andere Richtung umschlagen.

Wir wissen es nie, und es wäre darum gut, wenn wir immer beide Möglichkeiten im Auge behalten und allen Voraussagen, je optimistischer sie sich anhören, um so unerbittlicher auch die gegenteilige Ansicht entgegenhalten würden. Das mag weniger interessant, weniger erfreulich und vergnüglich sein als das Totospiel um das Kriegsende, aber es ist nützlicher und sicherer!

Aber nachher...?

Indessen soll das nicht heißen, daß wir uns nicht um die Zukunft kümmern dürfen. Im Gegenteil! Wir müssen uns klar darüber sein, daß mit dem Ende des Krieges neue und gewaltige Aufgaben an uns herantreten werden. **Nicht wann der Krieg zu Ende sein wird, sondern was wir dannzumal zu tun haben werden, ist das wichtigste!**

Sicher ist, daß wir nicht dort wieder anknüpfen können, wo der Faden im September 1939 abriß. Und selbst wenn es noch möglich wäre, so dürfen wir es nicht tun, denn der Weg, der in den zwanzig Jahren zwischen den beiden Kriegen beschritten wurde, ist der Weg, auf dem Diktaturen, Gewalt und Mißachtung des Menschen gedeihen, und der schließlich mit unerbittlicher Folgerichtigkeit in einen neuen Krieg ausmünden mußte. Es gibt Seitenpfade, die von dieser furchtbaren geraden Straße abzuweichen scheinen, und sie sind auch von diesen oder jenen benutzt worden, aber es hat sich erwiesen, daß sie alle am Ende doch zum selben Ziele führen. Wenn wir diese Straße wieder beschreiten, so wird sie auch diesmal nicht anders sein!

So stellt sich uns denn die Aufgabe, einen neuen, besseren Weg zu suchen. Wie er aussehen muß, durch welche Stationen er im einzelnen führen soll, dafür gibt es verschiedene Thesen, die aufzuzählen hier nicht der Platz ist. Es würde dies zu einer politischen, zu einer parteipolitischen Diskussion führen, die einer militärischen Zeitschrift nicht wohl ansteht. Aber es ist auch nicht notwendig, daß wir darauf ein-

gehen. Wesentlich ist, daß wir hier das Grundsätzlichste aufzeigen, damit wir daraus die geistigen Grundlagen erkennen und sie uns zu eigen machen, denn wenn wir diese besitzen und ihnen wirklich nachleben, so können wir ohnehin nicht mehr fehlgehen und werden aus der Menge der Programme das richtige von selber finden.

Sich um diese Dinge zu kümmern, kann dem Soldaten nicht nur nicht verboten sein, sondern es ist eine Notwendigkeit für ihn. Wir sind zu jung, als daß wir das, was heute auf uns liegt, und vielleicht um vieles schwerer uns erst noch aufgeladen wird, nur um der Gegenwart, um des Bestehenden willen, ertragen könnten. Die Gegenwart ist gerade erst der Anfang unseres Lebens. Sein größter, schönster und wertvollster Teil liegt in der Zukunft. Nur um dieser Zukunft willen kann es einen Sinn für uns haben, daß wir bisher vier Jahre unseres Lebens opferten und daß wir gegebenenfalls auch noch kämpfen werden, und auch für diese nur dann, wenn sie ein Versprechen, eine Aussicht in sich birgt, die solche Opfer wert ist.

Die Zukunft gehört uns. Ob sie auch wert sein wird, für sie zu kämpfen und sie zu erleben, das liegt an uns selbst. Sie wird das, und nur das sein, was wir aus ihr machen. Das eben, die Gestaltung unserer Zukunft, wird die Aufgabe sein, vor der wir am Ende dieses Krieges stehen werden.

Wo liegt nun der Weg, den wir finden müssen? Wie stellen wir es an, daß wir unsere Aufgabe erfüllen, richtig erfüllen? Das Rezept ist nicht so unbekannt, wie man nach den vielen Irrtümern, von deren furchtbaren Folgen wir Zeugen sind, glauben möchte. Und es stammt nicht etwa von mir. Das mag tröstlich und ein großes Glück sein, denn Ratschläge, die von einem ganz gewöhnlichen Menschen und dazu von einem Zeitgenossen stammen, werden ja zumeist weder befolgt noch überhaupt geprüft, sondern ganz einfach als Unsinn belächelt. Wie übel muß es doch stehen um uns, daß keiner mehr glauben kann, von einem

Menschen, der ist wie er selbst, vermöge etwas Großes und Gutes zu kommen! — Nein, dieses Rezept, das uns leiten muß, stammt von einem andern und wurde vor bald zweitausend Jahren ausgesprochen. Es lautet so schlicht und so einfach, daß wir vielleicht gerade deshalb seine ganze, ungeheure Größe nicht zu schätzen vermögen: **Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!**

Wer kennt es nicht, dieses Wort? Es stellt einen Grundsatz der christlichen Lehre dar, nicht wahr? Nein, nicht nur einen Grundsatz, sondern den **Inbegriff des Christentums überhaupt!** Dieses eine Wort umschließt alles. Gelangen wir dazu, es zu erfüllen, so erfüllen sich mit ihm auch die uralten Sehnsüchte der Völker: Friede, gleiches Recht für alle und in allem, Wohlstand und Fortschritt.

Die christliche Nächstenliebe ist — bewußt oder unbewußt — **das** Ideal der gesamten Menschheit, ohne Rücksicht auf ihre Religion und Rasse. Sie ist das Ideal, das alle andern Ideale in sich schließt und mit dessen Erfüllung alles erfüllt ist. Gewiß, es mag schwer sein, es zu erreichen. Aber unmöglich ist es nicht. Wir Jungen haben in vier Jahren Aktivdienst Kameradschaft kennen und üben gelernt. Nächstenliebe besteht auf derselben Grundlage wie sie, auf dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und Schicksalsverbundenheit und auf der unbedingten Achtung des Mitmenschen mit allen seinen Vorzügen und Schwächen. Nächstenliebe ist Kameradschaft, gesteigert in ihre vollendetste und edelste Form und ausgedehnt auf die Gemeinschaft **aller** Menschen! Die Nächstenliebe schließt alle Gebote in sich, und sie ist die eine und einzige Grundlage, auf der ein friedliches Zusammenleben aller Menschen und Völker möglich und gesichert ist. **Sie ist kein frommer Spruch und kein kirchliches Dogma, sondern sie ist Religion an sich und die letzte Vollendung der Schöpfung!** Nächstenliebe ist der Weg und das Ziel. Dessen müssen wir Jungen uns bewußt sein, wenn wir nun selber in die Geschicke der Welt eingreifen und wenn wir sie erfolgreicher als unsere Vorgänger beeinflussen wollen.

Die Mission der Schweiz.

Wenn wir Schweizer heute, im fünften Kriegsjahr, uns noch außerhalb des Krieges und in Wahrheit fast gänzlich verschont sehen dürfen von all den Leiden, die Verwüstung des Landes, Vernichtung von Menschenleben und Unterdrückung selbst des primitivsten Menschenrechtes über andere Völker gebracht haben, so müssen wir uns wohl fragen, weshalb das so sei. Der eine, der noch den Mut bewahrt hat, zu einem Rest von christlicher Gesin-

nung zu stehen, schreibt es der Gnade Gottes zu, der andere spricht von der Vorsehung. Aber das genügt noch nicht. Wir müßten noch wissen, **warum** uns Gott — oder die Vorsehung — bewahrt hat. Sind wir etwa bessere Menschen als andere? Sind wir besser als die Holländer, Belgier, Dänen, Norweger zum Beispiel, die ja auch gegen ihren Willen in den Krieg hineingezogen wurden?

Wir wissen, daß wir es nicht sind. Wenn wir aber das zugeben müssen, und wenn wir trotzdem einen Grund für die wahrhaft wunderbare Bewahrung unseres Landes finden wollen, so bleibt uns, wie lange wir auch darüber nachdenken und uns um die Erkenntnis herumdrücken mögen, nur die eine Erklärung: Daß uns, daß der Schweiz im Chaos der Gegenwart und vor allem in der Ungewißheit der Zukunft eine besondere Mission in der Gemeinschaft der Völker zugesetzt ist.

Welches aber wäre dann diese Mission? Es ist klar, daß sie nicht darin bestehen kann, daß wir Hort des Roten Kreuzes und Asyl von Flüchtlingen sind. Was wir hierin leisten, ist nichts als eine billige Pflicht, deren Erfüllung, engerzig genug, wie sie oft ist, uns nicht den geringsten Anlaß gibt, uns zu brüsten damit. Außerdem ist das nur Flickwerk. Wir lindern damit nur die Folgen, wir bekämpfen aber nicht die **Ursachen** des Unheils. **Unsere Mission aber muß größer sein. Sie kann nur darin bestehen, daß wir den Krieg, die Ursachen des Krieges selber bekämpfen!**

Das heißt nicht, daß wir Wehrkredite und Wehrpflicht verweigern, daß wir unsere Waffen niederlegen, Verdunkelungsvorschriften mißachten und gewissermaßen im Büßerhemd vor die Welt treten sollen, wie es gewisse Pazifisten getan haben. Das ist Unsinn! Damit würden wir unsere Mission nicht erfüllen, sondern sie vielmehr gefährden. Wenn die Welt in Waffen um uns steht, so müssen wir in Waffen in ihr stehen, denn wir können unsere Aufgabe nur dann erfüllen, wenn wir **sind**, nicht wenn wir weggewischt und aufgeschluckt werden von einer größeren Macht, die unsere Mission nicht — noch nicht — erkennt und anerkennt. Nicht darin liegt unsere Aufgabe, daß wir nichts tun im Bösen, sondern daß wir wirken im Guten, daß wir Wege suchen, die zu einem besseren Ziele führen, und daß wir für diese Wege werben, auf sie hinweisen und — sie selber gehen! **Die letzte Ursache von Kriegen liegt nicht in der Existenz von Soldaten und Generälen, von Waffen und Waffenfabriken, sondern in der Mißachtung und Verdrehung der wahren Gerechtigkeit.**

Und Gerechtigkeit liegt nicht darin, daß es dem Reichen ebenso wie dem Armen verboten ist, ein Stück Brot zu stehlen, sondern Gerechtigkeit ist dann, wenn wir jedem dieselbe Möglichkeit geben, sein Stück Brot ehrlich zu erwerben! Das ist kein sozialistisches oder gar kommunistisches Postulat, sondern eine einfache Forderung der Menschlichkeit und der Vernunft. Ein Mensch, der arbeiten kann (weil er Arbeit hat) und der aus dem Ertrag seiner Arbeit seine Bedürfnisse befriedigen und zu Wohlstand kommen kann, wird nicht daran denken, zu stehlen. Und ebenso wird ein Volk, das sich frei entwickeln und des Ertrags seiner Arbeit sicher sein kann, kein Interesse daran haben, in den Krieg zu ziehen.

Wenn wir Schweizer unter die Waffen treten, so geschieht es niemals, um unsere Macht oder unser Gebiet zu vergrößern. Aber wenn gesagt wird, daß wir es tun, um unsern Boden zu verteidigen, so ist auch das nicht richtig. Wir verteidigen nicht unseren Boden. Wäre das der Zweck, so würde wohl eines Tages der Bauer kommen und sagen, daß sein Boden immer Boden sei, ob er nun schweizerisch oder anders genannt werde, und daß er es deshalb nicht für notwendig halte, darum zu kämpfen. Und er hätte recht. Nicht jede Eroberung vertreibt die Menschen von ihrem Boden. Denken wir nur an Dänemark. Die Dänen haben ihren Boden behalten — bis vor kurzem wenigstens —, und nicht nur das, sie durften auch weiterarbeiten darauf, sie brauchten nicht ihre Existenz zu gefährden und ihre Familien in Ungewißheit und Not zu stürzen. Und dann der Arbeiter. Welchen Boden sollte denn er verteidigen? Etwa den gewichsten Riemenboden in seiner Mietkaserne? Er hat keinen Boden. Er hat nichts als seine nackte Existenz, die er aufgibt, wenn er unter die Waffen geht, während er sie unter dem Regime des Eroberers vielleicht — ja sogar sehr wahrscheinlich — behalten, eventuell sogar verbessern könnte.

Nein, wir Schweizer kämpfen so wenig um unsern Boden, wie wir um Macht kämpfen. Wir Schweizer kämpfen um eine Idee, um unsere **Staatsidee**, die gleichbedeutend ist — und gleichbedeutend sein **muß** — mit unserer Mission für den Frieden, für Freiheit und für Gerechtigkeit zwischen den Einzelnen und zwischen den Völkern. Nur um dieser Idee willen kann es sich für ein Volk, das nicht schon alles verloren hat, lohnen, zu kämpfen, die Gefahr des Todes, des Elends und des gänzlichen Unterganges auf sich zu nehmen.

Doch unsere Waffen können nicht das Mittel zur Erfüllung unserer Mis-

sion der Gerechtigkeit sein, sondern einzig ihr Schutz. Das Mittel hingegen — ich habe es schon erwähnt, und nun kommen wir auf den Zusammenhang —, das Mittel ist ein anderes, das kei-

nen Schaden und kein Leid erweckt, weil es selber gerecht ist — es ist die Nächstenliebe. Das muß immer wieder, und es muß noch deutlicher gesagt werden, so wie es unser großer Ver-

künder selber aussprach, denn erst in dem ganzen Worte liegt das, was am Ende jedes Unrecht ausschließen wird, es heißt: Liebe deinen Nächsten **wie dich selbst!**

Weihnachten im Felde

Von Emil Bertschy.

Vorne an der Grenze. — 1939. — Heute bin ich Wachtsoldat auf dem vorgeschenbenen Posten Wallburg. Von 2300—0100 dauert meine erste Ablösung. Sonst ist ein paar hundert Schritte weiter gegen Norden das ewige Rauschen des Rheins vernehmbar; heute sieht man nur ein graues, totes Band sich durch die weiße Grenzlandschaft ziehen; die singend spröde Kälte hat ihm das Leben genommen.

Hinter mir duckt sich in einer Mulde das kleine Juradörfchen, von zwei sanften, welligen Hügeln eingeschlossen und behütet. Lichter glänzen aus den engen Fenstern der alten, müden Häuser. Weihnachtslichter! Aus allen heraus glänzen die großen Bogenfenster der Dorfkirche. Stetig geht die Türe auf und zu und läßt jeweils einen glänzenden Schimmer warmer Herrlichkeit in die starre, eisige Nacht hinaus. Sellen, sehr selten nur verirrt sich ein tiefes Glockenklingen an mein Ohr, nicht ein Läuten, nur ein Weiterschwingen von etwas, das Freude verheiße.

Allmählich wandern meine Gedanken, wandern von meinem Wachtosten zu jenem kleinen Dörfchen hinunter: Mächtig schwingen die Glocken im Turm und rufen mich in ihren Bereich. Ich öffne die eisenbeschlagene, schwere Kirchentüre, stehe geblendet im strahlenden Glanz des Weihnachtsbaumes. Kerzenhauch, Ruhe und Dankbarkeit dringen in mich. Ich bin nicht mehr der Soldat auf dem Wachtosten, ich bin weit weg von hier, daheim.

Da, ein Geräusch! Der Finger fährt in den Ring des schußbereiten Karabiners. Nichts! Nur die bärbeifige Bise nistet sich weiter in meinen Mantel ein und singt unter dem Helmdach. Auch in der mächtigen, kahlen Krone des Nusbaumtes herrscht sie und stöhnt und droht. Plötzlich bringt sie einzelne Flocken mit, zart wie Jasminblüten und leicht wie Flau. Allmählich gibt der Wind nach und räumt dem fallenden Schnee das Feld. Nur ein saches Rauschen ist jetzt meine Welt um mich.

Ein Uhr! In mich gekehrt, verlasse ich den Posten und mache meinem Kameraden Platz. Im Wachtlokal steht eine Tasse Tee für mich. Ohne ein Wort zu sprechen, trinke ich sie aus und kugele mich dann in eine Wolldecke auf dem Stroh, denke zurück und schlummre ein. Ich träume von

bärbeifiger Bise, kirchlichem Kerzenhauch, wolligen Schneeflocken und von Weihnachten zu Hause.

Waldweihnacht. — 1940. — Fußhoch liegt der Schnee. In Einerkolonne stampfen wir bergan, die Hände in den Taschen vergraben, den Mantelkragen hochgeschlagen. Die Luft ist klar und rein, metallisch leise klirrt ein Wind um die Ohren. Ein Jauchzer erschallt

Christnacht 1943

Flocken fallen auf die Erde.
Flocken fallen auf das Land
und in grimmiger Gebärde
leuchtet blüff'ger Weltenbrand! —

Könnten doch die weißen Flocken
löschen Kummer, Leid und Not,
daß nichts Böses kann frohlocken,
daß des Hasses Wüten tot! —

Botschaft aus den Himmelshöhen:
«Friede allen Menschen hier!» —
Möge weihnachtlich erstehen
Friede zwischen dir und mir! —

Friede zwischen uns und allen,
die des guten Willens sind! —
Hört des Himmels Chöre schallen!
Hört die Botschaft! Seht das Kind! —

Wollet! Wollet! — So wird werden,
Kindleins Botschaft, uns gesandt,
daß ein Paradies auf Erden,
daß dem Gotte wir verwandt! —

Flocken fallen auf die Erde.
Flocken fallen auf das Land.
Licht des Hirten für die Herde
löscht auf ewig Krieges Brand! —

Franz Felix Bodmer.

von vorne und geht weiter bis zum hintersten Mann, hallt weiter über die blassen Felder und über das Dorf.

Die ersten Leute verschwinden im Wald, wie hinter einem nachtblauen Vorhang. Winterwald — Märchenwald! Die kleinen Tännchen träumen unter einer weichen Haube, und in großem Schweigen steht der finstere Tann. Darüber hängen zahlreich die lichten Sterne.

In einer Lichtung scharen wir uns um ein Tännchen. Zaghhaft flackert ein Kerzlein auf, dann ein zweites, ein drittes... Das Gemurmel verstummt. Einer stimmt an: «Stille Nacht, heilige Nacht.» Aus rauhen Männerkehlen

steigt das Lied auf über die lauschen-den Wipfel.

Der Schnee glitzert im Schein der Kerzen, und die Augen von zweihundert Soldaten glitzern auch. Unser Hauptmann tritt in den Kreis. Ein paar Mannesworte erfüllen die Stille: Kraft, Glaube und Hoffnung, Mut und Kameradschaft. Es ist, als ob man das Band fühle, das sich immer enger um die Kompanie schlingt. Eine Schar, geeint zur Einheit. «Großer Gott, wir loben dich...» Mächtig steigt der Choral über den schweigenden Wald, stärker als ein Gebet.

Stumm marschieren wir nach Hause, einer hinter dem andern, voll stillen Glücks. Ein seltsames Gefühl überkommt mich, ein wunderliches Ge-misch von Freude und Schmerz. Es ist die Hoffnung und der Glaube an eine neue Zeit und ein dumpfes Ahnen einer schweren, dunklen Zukunft.

Schwere Stunden. — 1941. — Noch ist finstere Nacht um mich. Jeder Versuch, die Augen zu öffnen, mißlingt. Doch etwas Beruhigendes kommt allmählich in mich: die Gewißheit, daß ich lebe, und Dankbarkeit, unendliche Dankbarkeit erfüllt mich. Immer fester zeichnet sich der Wunsch ab, zu sehen. Da endlich fällt ein heller Schimmer in meine Augen, wird stärker und lichter. Maitweiße Wände umgeben mich. Doch warum liege ich in weiche Dekken gebettet?

Nun sehe ich auch das Licht, das den Raum erfüllt. Eine Kerze ist es, die, an einem dunkelgrünen Tannenzweig gespeckt, auf dem Nachttischchen ruhig niederbrennt. Und wie seltsam! Daneben sitzt mein Hauptmann. Ja, ich erkenne sogar den Kummer, der sich in seine Gesichtszüge gelegt hat, sehe aber in seinen dunklen Augen auch einen Schimmer von Hoffnung leuchten.

Kaum habe ich ihn erblickt, vernehme ich seine tiefe, beruhigende Stimme. Sie spricht mir von Weihnachtswünschen der ganzen Kompanie, von Bangen und Sorgen um mich und von fester Hoffnung. Doch ich begreife nichts, sondern schaue bald auf das helle Kerzenlicht, bald in die Augen meines Hauptmanns. Da kommt ganz sachte eine weiche Hand über meine Stirne, und eine liebevolle Stimme befiehlt mir: Schlafen Sie! Ich schließe meine Augen; von neuem